

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925**

5.7.1925 (No. 27)

Die

# Pyramide

## Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 27



5. Juli 1925

Karl Widmer / Zur Geschichte der Karlsruher Landschaft im Mittelalter.

In der Umgebung von Karlsruhe hat das Mittelalter nur wenige Spuren seiner Kultur hinterlassen. Das alte Wahrzeichen von Durlach, die Burgruine auf dem Turmberg, ist fast das einzige Denkmal einer Vergangenheit, die über das 16. Jahrhundert zurückreicht. An dieser Armut an Werken mittelalterlicher Baukunst sind nicht allein die wilden Kriege des 17. Jahrhunderts schuld. Es spricht aus ihr die ganze ältere Geschichte dieser Landschaft, die im Mittelalter ein reines Bauernland war, dünn bevölkert und wenig berührt von dem großen Strom der rheinischen Städte-

Kultur. Der Boden, auf dem die Stadt Karlsruhe selbst gebaut ist, die Hardt, ist ein sandiger, nicht sehr fruchtbarer Landstrich, der von Rastatt etwa zehn Stunden lang durch die Rheinebene nach Norden zieht. Mit Ausnahme des heutigen Weichbildes von Karlsruhe, ist die Hardt von alters her nur an ihren Rändern bewohnt und angebaut worden. Das Innere war immer ein großes Waldgebiet, dessen Nutzen für den Bauer im Mittelalter außer dem Holz vor allem die Eichel, das Futter der weidenden Schweineherden, bildete, und in dem die benachbarten Herren ihr Jagdrecht ausübten. Die bequeme Nähe seines herrschaftlichen Jagdrevers war denn auch noch im Anfang des 18. Jahrhunderts für den Gründer von Karlsruhe der ausschlaggebende Grund, als er hier am Rand des Hardtwaldes sich ein Schloss und eine neue Residenz baute.

Im Westen grenzt die Hardt an die Rheinniederung, das ist das alte, von dem steilen Rand des Hochufers eingeschlossene Flussbett des Rheins. Heute ist die Rheinniederung ein wohlangebautes Acker- und Wiesengelände. Bis zu der großen Stromregulierung im Anfang des 19. Jahrhunderts war sie ein gefährliches Ueberschwemmungsgebiet, in welchem der Rhein in zahllosen Armen und Bindungen ständig seinen Lauf wechselte und durch die Verwüstungen, die er anrichtete, die Niederung bis auf wenige höher gelegene Stellen — so vor allem die sechs Dörfer (Neuburgweiler, Au a. Rh. usw.) im Rastatter Rheinbogen — unbewohnbar machte.

Auch an ihrem östlichen Rande grenzt die Hardt an eine alte Flussniederung. Es ist das ausgetrocknete Bett eines großen Nebenflusses des Rheins, des Kinzigmurgstroms, der noch bis in den Anfang der geschichtlichen Zeit hinein dem Fuß des Gebirges entlang floß und die vom Schwarzwald und Kraichgauer Hügel-land herabkommenden Gebirgsbäche aufnahm. Als die Wasser dieses Flusses durch den vom Gebirge herabgetragenen Schutt sich mit der Zeit flauten und neue Wege nach dem Rhein suchten, entstanden so durch Spaltung des Kinzigmurgstroms die heutigen Nebenflüsse des Rheins von der Schutter und Kinzig bis zur Murg, Alb und Pfing. Im alten Flussbett blieben aber noch zahlreiche Altwasser stehen. Sie aus der Niederung ein Sumpfsgebiet machten, aus dem nur einzelne bewohnbare Auen inelartig zwischen den Rändern der ehemaligen Flußarme herausgauten.<sup>\*)</sup>

So blieb in dieser von Strom und Gebirge eingefassten Landschaft für die Besiedlung nur ein schmaler Raum zwischen dem

Wald und den Sümpfen der Ebene übrig. Er teilt sich in drei lange Streifen, die dem Rhein und dem Gebirge entlang von Süden nach Norden laufen. Noch heute zeichnen sich durch sie die Züge des historischen Landschaftsbildes in der Lage der alten Städtchen und Dörfer um Karlsruhe herum ab.

Am Rand der Rheinniederung liegen die Dörfer der westlichen Hardt, die ehemaligen Rheindörfer, die das Hochufer entlang in fast gerader Linie von Dettigheim bei Rastatt über Forchheim, Durmersheim, Darlanden, Knielingen usw. bis nach Lintzenheim ziehen. Die Entstehung dieser Dörfer reicht, wie die Traditionsbücher (Schenkungsverzeichnisse) der Klöster Forch und Weichenburg bezeugen, zum Teil noch bis ins 8. Jahrhundert zurück. Ihre Bewohner, für die der Fischfang einstmals eine wichtige Nahrungsquelle war, haben ihre Wohnstätten hier auf dem vor den Ueberschwemmungen und der Fieberluft — vielleicht auch den Schnakenchwärmen — der Niederung schützenden Damme des Hochufers angelegt und die Ortschaften, die sich seinen landzungenartig vorjüngenden Rändern anschmiegen, bezeichnen auf der badischen Seite der Rheinebene hier noch heute die alte Grenze des bewohnten Landes.

Eine zweite Reihe von Ansiedlungen zieht sich am Ostrand des Hardtwaldes von Bulach und Beiertheim nordwärts bis nach Graben. Diese Dörfer der östlichen Hardt gehören einer jüngeren Kolonisationszeit an als die Rheindörfer. Sie sind durch Roden im Hardtwald am westlichen Rand der Kinzigmurgniederung entstanden, wo der Boden durch den angeschwemmten Schlamm fruchtbarer war als im Innern der Ebene und doch geschützt über den Altwassern und Morästen der ehemaligen Flußarme lag. Ihrer Entstehungszeit nach scheinen sie zum größten Teil dem 11. oder dem Anfang des 12. Jahrhunderts anzugehören.

Eine dritte Reihe, von der zweiten durch die breite Furche des Kinzigmurgbettes getrennt, zieht sich am äußersten östlichen Rand des Rheintals dem Fuß des Gebirges entlang von Malsch bei Rastatt bis Weingarten. Auch sie gehören zu den ältesten, zum Teil bis in das 8. Jahrhundert zurückreichenden Ansiedlungen in der Nähe von Karlsruhe. Hier ist zugleich der schönste, von der Natur und durch geschichtliche Erinnerungen ausgezeichnete Teil der Landschaft. Die römische Bergstraße ging hier vorüber und ihren ganzen Weg entlang bezeichnen die Fundstätten untergegangener Römerbauten den alten Zusammenhang der Kultur. In der milden und fruchtbareren Lage am Ausgang des Alb- und Pfingtals, inmitten eines gartenartigen, durch Obst- und Gemüsebau blühenden Geländes, sind hier auch die beiden ältesten Städte der Karlsruher Gegend, Etlingen und Durlach, entstanden: Etlingen aus einem Dorf auf der Stätte einer ehemaligen römischen Niederlassung, das in den Besitz der Weichenburger Abte kam und unter Kaiser Otto dem Großen Marktrecht erhielt; Durlach ebenfalls aus einem Markt, den hier wahrscheinlich die Hohenstaufen bei einem Dorf und königlichen Hofgut — der villa Durlach — im 12. Jahrhundert gegründet haben.

Im Mittelalter war diese Landschaft im Besitz zahlreicher weltlicher und geistlicher Grundherren, die seit dem Verfall der fränkischen Grafschaftsverfassung durch die Immunität auch die staats-

<sup>\*)</sup> Vgl. S. Thüra ch. Erläuterungen zu den Blättern Karlsruhe und Darlanden der geologisch. Spezialkarte des Großb. Baden. 1912.

haben Rechte der Verwaltung und des Gerichts über ihren Grund und Boden erlangt hatten. Von der alten Grafschaft aus der Zeit der Karolinger, die einst den ganzen Ob- und Nistgau, das heißt den südlichen Teil Rheinfrankens von der Mos bis zur Alb und Pfalz umfaßt hatte, später in Pfalz- und Ob- und Nistgau geteilt wurde, war nur noch ein Rest, die Grafschaft Forchheim, übrig, in deren Gebiet auch der Grund und Boden der heutigen Stadt Karlsruhe lag. Sie befand sich in dem häufig wechselnden Besitz der im Gau ansässigen Herrengeschlechter. In der näheren Umgebung von Karlsruhe hausten die Herren von Hohenburg. Sie haben sich auf dem Turmberg (nach seinem mittelalterlichen Namen Hohenberg genannt) eine Burg gebaut, von der jetzt nur noch die Reste der Grundmauern erhalten sind. (Der Turm stammt aus gotischer Zeit.) Ein Berthold von Hohenburg hat um das Jahr 1100 die Benediktinerabtei Gottesau gegründet.

Die mächtigste unter diesen Dynastenfamilien aber waren im Anfang des Mittelalters die Grafen von Eberstein; als Herren des unteren Murgtals gehörte ihnen die ganze Rastatter Gegend mit der halben Stadt Muggenturm; ihr Besitz an Gütern, Burgen und Dörfern verbreitete sich aber bis nach Bruchsal und Bretten hin. Später traten die Herren von Baden zum größten Teil in das Erbe der Ebersteiner ein.

Sehr stark war seit dem frühen Mittelalter auch der Besitz der Kirche in dieser Gegend angewachsen. So besaßen die beiden großen rheinischen Klöster Weihenburg und Lorsch schon seit dem 8. Jahrhundert zahlreiche Güter und Lehen in der Hardt und ihrer Umgebung. Später — seit dem 11. und 12. Jahrhundert — kamen dazu auch die Erwerbungen der reichen Abteien in den nördlichen Schwarzwaldtälern: Hirsau, Riechtal und vor allem Herrenalb und Frauenalb. In der Hardt selbst wurde um 1100 das Benediktinerkloster Gottesau gestiftet und von seinem Gründer, dem Grafen Berthold von Hohenburg, reich mit Grundbesitz dotiert. Auch der Besitz der Bischöfe von Speyer griff von Bruchsal aus bis weit in die Durlacher und Rastatter Gegend herein; davon blieben die Dörfer Jöhlingen und Untergrombach und die Stadt Obergrombach mit der noch heute erhaltenen bischöflichen Burg noch bis 1803 beim weltlichen Gebiet des Speyerer Fürstbistums.

Infolge dieser Zersplitterung fehlte der Umgebung von Karlsruhe während des eigentlichen Mittelalters aber auch der Mittelpunkt für die Entfaltung eines reicheren Kulturlebens. Die einzige größere Kulturstätte, die in der Hardt selbst lag, das Kloster Gottesau, hatte eine zu kurze Blütezeit, um eine solche Aufgabe erfüllen zu können. Das änderte sich erst mit dem Ausgange des Mittelalters unter dem Einfluß, den inzwischen die erstarkende Macht der Landesfürsten auf die Entwicklung der deutschen Zustände erlangt hatte.

Unter den benachbarten Dynasten, die in der Hardt und ihrer Umgebung über Land und Leute zu gebieten hatten, treten die Markgrafen von Baden aus dem Hause der Zähringer schon seit dem 12. Jahrhundert auf. Sie besaßen damals mit ihrer Herrschaft Baden im Ob- und Nisttal auch die Grafschaft Forchheim als Lehen des Reichs. Durch eine nüchterne und zähe Hauspolitik gelang es ihnen, in der folgenden Zeit diesen Besitz immer weiter auszuweihen und in den mannigfaltigen Formen des mittelalterlichen Staats- und Lehenrechts ein Stück dieses Gebiets nach dem andern in ihrer Hand zu vereinigen. So erwarben sie unter Kaiser Friedrich II. von den Hohenstaufen die Städte Ettlingen und Durlach. Die Weihenburgischen Besitzungen kamen zuerst als Lehen des Klosters (so u. a. Dorf und Burg Gröbningen, die Dörfer Söllingen und Mörsch), später als freies Eigentum an das Haus Baden. Ueber Gottesau erlangten die Markgrafen die Herrschaft zuerst als Vögte und Schirmherren der Abtei, jedoch diese, noch lange vor der Aufhebung des Klosters in der Reformation, mit allen ihren Dörfern und Gütern in der Hardt unter die badische Oberhoheit gekommen war.

Vor allem aber fiel ihnen, als den glücklichen Erben, mit der Zeit der größte Teil von dem Ländereigentum ihrer Vorfahren, der Grafen von Eberstein, zu. Schon 1288 kam die Stammburg Altheimerstein als Heiratsgut an Markgraf Rudolf I. Verhängnisvoll wurde dem Ebersteinischen Hausbesitz namentlich die Fehdelust des Grafen Wolf von Eberstein. Im Ende seiner jahrzehntelangen Kämpfe, die er als Haupt des Schleglerbundes mit Eberhard dem Greiner von Württemberg geführt hatte, mußte er, völlig verarmt und tief verschuldet, schließlich seinen ganzen Anteil an der Grafschaft mit der halben Burg und Herrschaft Neuenstein und der halben Stadt Gernsbach an seinen Oheim und Mäntiger, den Markgrafen Rudolf VII., verkaufen. Damals (1387) kam auch das Dorf Verghausen, dessen Ritter noch 1340 als Ebersteinische Vasallen genannt werden, und die Stadt und Burg Muggenturm an Baden. Hier in Muggenturm endete der romantische Held der Ballade, nachdem er seine letzten Lebensjahre als Fründner von der Mildtätigkeit des Markgrafen gestützt hatte, im Dunkel der völligen Vergessenheit.

Mit der Ausbreitung der Markgrafschaft verschwand allmählich auch der landsässige Adel der Ritter und Ministerialen, die im Mittelalter einen großen Teil des Grund und Bodens dieser Gegend als Lehen besaßen hatten. Die alten Rittergeschlechter starben aus. Ihre Lehen Güter verfielen durch Heimfall oder Kauf dem Landesherren. So wurden die Markgrafen auch die größten Grundbesitzer ihres Landes. Nur die benachbarten Klöster

behielten neben ihnen einen beträchtlichen Besitz an grundherrlichen Gütern und Rechten. Der mittelalterliche Grundadel dagegen war in der Markgrafschaft mit dem Ende des 17. Jahrhunderts so gut wie ausgestorben.

Mit dem Rittertum verschwanden aber auch die Zeugen mittelalterlichen Lebens: die zahlreichen Tiefburgen, die sich einst bei den Dörfern der Ebene erhoben hatten. Sie sind in der ganzen Karlsruher Gegend heute zum größten Teil bis auf den letzten Stein untergegangen. Nur in Dorfskirchen erinnert noch bisweilen Wappen und Inschrift einer alten Grabplatte an die Ritterzeit, wie der Grabstein des Gerhard Bleiche an der Kirche zu Wolfartsweiler. Einer der letzten Ritterseize in der nächsten Umgebung von Karlsruhe war Ruppurr, das Dorf mit dem Stammschloß der „Fauen von Rietburg“. Das Schloß, das der Markgraf Rudolf II. ums Jahr 1600 dem erblichenden Geschlecht abkaufte, war eine Wasserburg, die an der Stelle des heutigen Gutshofs am Ufer eines Kinzigmurgarms gestanden hatte. Sie ist im 18. Jahrhundert wegen Baufälligkeit abgetragen worden.

\*

So besaßen die Markgrafen am Ende des Mittelalters hier ein Gebiet, das sich von ihrem Stammland im Ob- und Nisttal über die ganze angrenzende Rheinebene von der Bühler Gegend bis an den unteren Lauf der Pfalz ausbreitete, wo das Fürstbistum Speyer begann, und dessen Grenzen im Osten über Pforzheim hinaus bis tief in die Täler des östlichen Schwarzwalds einschneideten. Nur an wenigen Stellen war die territoriale Geschlossenheit dieses Gebiets, das zugleich das Hauptland der Markgrafschaft bildete, von der fremden Hoheit eines benachbarten Fürsten oder Klosters oder dem eingeprengten Territorium eines Reichsritters unterbrochen. (So lag das Dorf Weingarten bis 1803 als kurpfälzische Enklave zwischen der badischen und der bischöflich-speyerischen Grenze. Das Dorf Malch — ursprünglich Weihenburgisches Lehen der Markgrafen — gehörte bis zur Reformation dem Kloster Herrenalb, kam durch die Aufhebung des Klosters zuerst an Württemberg und erst 1603 an Baden zurück.) Mit der Vereinigung unter dem gleichen Fürstentum war der vielgestaltige Länderbesitz auch staatlich zu einer Einheit verschmolzen, indem die Markgrafen, denen seit Kaiser Karl IV. der Fürstentum rang urchenlich zuerkannt war, ihre Landeshoheit auch nach innen befestigten und ausbauten. Seit dem 15. Jahrhundert war die Erbteiligung durch Hausgesetz auf zwei Linien beschränkt. Unter Bernhard I. (1372—1431) bekam die Markgrafschaft sodann auch eine einheitliche Verfassung.

Im mittelalterlichen Lebensstaat hatten die höheren Renter zu den erblichen, mit den Lehen verknüpften Rechten des Adels gehört. Mit der Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit war dieser Zustand in den deutschen Ländern allmählich abgeschafft worden. Das höhere Gericht und die Verwaltung wurden berufsmäßigen, vom Landesherren ernannten Beamten übertragen. In der badischen Markgrafschaft, wo diese Entwicklung Hand in Hand mit der Beseitigung des landsässigen Adels ging, war die landesherrliche Gewalt auch bis zur Abschaffung der niederen Patrimonialgerichtsbarkeit durchgedrungen: der Markgraf war hier auch der Leib- und Gerichtsherr seiner Bauern. Nur auf den Klostersgütern erhielt sich die grundherrliche Patrimonialjustiz der sogenannten Abtstube noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Zum Zweck des Gerichts und der Verwaltung war das ganze Land in Renter eingeteilt, denen die markgräflichen Vögte oder Amtmänner vorgesetzt waren. (Die Karlsruher Gegend umfaßte die drei Renter Ettlingen, Mühlburg und Durlach.) Auf dieser Grundlage gab Bernhard der Markgrafschaft eine einheitliche Verwaltungsorganisation, indem er als höchste vorgesetzte Behörde über alle Renter des Landes den fürstlichen Rat mit der Kanzlei einsetzte. Damit schuf er die Anfänge eines zentralisierten Beamtenstaates, wo der Landesherren durch den Arm seiner fürstlichen Diener selbstherrlich und oft auch gewalttätig, im ganzen aber wohlwollend und zum Nutzen des Landes regierte. Jedenfalls lebte der badische Bauer in der Leibeigenschaft des Landesherren unter einem milderen und bauernfreundlicheren Regiment als da, wo ein verarmter und darum umso habgierigerer Ritteradel als Grundherr über ihn gebot.

So begann unter der Verwaltung der Markgrafen für die Gegenden auch wirtschaftlich erst die eigentliche Zeit ihrer Blüte. Die Haupterogee ihrer Staatsökonomie war dabei noch immer auf den Ertrag von Grund und Boden gerichtet. Als Herr eines größeren und geschlossenen Territoriums besaßen sie die Mittel, um Aufgaben der Bodenkultivierung durchzuführen, denen die zersplitterten Kräfte der mittelalterlichen Feudalwirtschaft nicht gewachsen gewesen waren. Seit dem 16. Jahrhundert beginnt mit der Anlegung der Landgräben die planmäßige Entwässerung und Urbarmachung der Sumpfböden am Dürand der Hardt, zunächst in der Gottesauer Gegend. Besonders aber wurden die Forsten, die in der waldbreichen Hardtebene die wichtigste Quelle der landesherrlichen Einkünfte bildeten, ein Gegenstand der staatlichen Fürsorge. Im früheren Mittelalter waren die Wälder im Interesse des jagdlustigen Adels hauptsächlich des Wildes wegen geschützt worden. Je mehr aber mit dem steigenden Wachstum der Bevölkerung der Ueberfluß des Waldreichums erschöpfte, desto mehr lernte man auch den Wert des Waldes an sich schätzen. Damit entwickelte sich die Forstwirtschaft als eigentliche Aufgabe des Staates. In Baden begründete sie Markgraf Christoph I.

gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch seine vorbildlichen Forst-  
eesehe, die bald auch in den benachbarten Ländern, z. B. im Fürst-  
bistum Speyer, Einfluß gewannen. In dieser Zeit begann  
man im Harthwald die Föhre systematisch anzupflanzen, die sich  
für den sandigen Boden besser eignet als die Eiche, und die heute  
für das Landschaftsbild der Harth so besonders charakteristisch ist.\*)

Zugleich aber wandte sich das Interesse der Landesherren in  
höherem Maße als früher jetzt auch der Förderung von Handel  
und Gewerbe zu. Damit beginnt für diese Gegend am Anfang  
der Neuzeit eine völlig neue Epoche der Entwicklung: es bilden  
sich die Grundlagen eines reicheren Kulturlebens, als dessen

\*) S. Hausrath. Zum Vordringen der Kiefer und Nüdgang der  
Eiche in den Waldungen der Rheinebene. Verhandlungen des Naturwiss.  
Vereins in Karlsruhe. XIII. Bd. 1900.

Mittelpunkt die Städte jetzt zum erstenmal in der Geschichte  
der Markgrafschaft eine bedeutende Rolle spielen.

Der Schauplatz dieser neuen Stadtkultur sind durchaus die  
fürstlichen Residenzen. Es beginnt jetzt im 16. Jahrhundert  
das Zeitalter des städtebauenden Absolutismus. In den badischen  
Markgrafschaften machte Carl II. den Anfang, indem er seine  
Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegte und hier die Karls-  
burg erbaute. Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung aber  
erst im Anfang des 18. Jahrhunderts, als nach dem Vorbild von  
Versailles die künstlichen Ebenenstädte Rastatt und Karlsruhe ge-  
gründet wurden. Damit werden die letzten Fäden durchschnitten,  
welche die Geschichte dieser Landschaft noch mit dem Mittelalter  
verbunden haben. Die Gründung von Karlsruhe bekommt eine  
Bedeutung für die Zukunft, die freilich für den Gründer der  
Stadt außerhalb aller Absicht und Berechnung gelegen hatte.

Magda Fuhrmann / Ein deutscher Tod.

„Wer lieber den Tod erleidet als die Waffen streckt, kann  
nicht überwunden werden.“

Der diese Worte sagte, hat sich mit ihnen für alle Zeiten ein  
Denkmal gesetzt. Stephan Ludwig Roth, evangelischer  
Pfarrer, Siebenbürger Sachse, wurde am 11. Mai 1849 in Klaus-  
enburg vom ungarischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt und  
erschossen. Dennoch lebt dieser hohe, geweihte Mensch als Vorbild  
fürs deutsche Volk ungebrochen weiter, seine gereifte Kämpfer-  
gestalt sollte niemals in Vergessenheit geraten. Er ist immer ein  
Ringender, ein Stürmender gewesen, eine im höchsten Sinne männ-  
liche Natur. Er lebte so viel, als er kämpfte, er lebte so stark,  
als er erlebte. In erschütternder Selbsterleuchtung suchte er  
diese Erlebnisse stets nur außerhalb der eigenen Person.

St. L. Roth, 1796 als Sohn eines Konrektors in Mediach ge-  
boren, wuchs zunächst auf dem Lande heran, ein Umstand, der für  
sein ganzes Leben bestimmend war, denn schon früh entwickelte  
sich die große Liebe zu Natur und Bauerntum in ihm, diesem ur-  
sprünglichen Geist entsprach schlichte Lebensführung. 26jährig kam  
er auf die Universität nach Tübingen. Um dahin zu gelangen,  
bedurfte es einer halbjährigen Wanderung, die er in einem nie  
veröffentlichten Reisebuche darstellte. — Keiner schwunghaften Re-  
ligiosität der Unmittelbarkeit seiner Empfindungsweise erchien  
die Theologie als dogmatisch, jahtlos, steril. Der Geist der Zeit,  
in die er hineingeboren war, erfüllte ihn mit handfestem, wiewohl  
ethischen Jorn. „Dast uns die Sorglosen aufschreiben, laßt uns  
rufen: Brüder, ihr verderbet!“ Als ein Mahner und Aufrüttler  
trat er der Wirtschaftsordnung jener Tage entgegen. „Eure  
Lebensart ist Schlaf in einem leeren Schiffe, während alle Kräfte  
an die Pumpen gehören.“ Bloß in Pestalozzi erblickte er einen  
frisch dreinbrausenden, reinigenden Sturm, von dem er sich be-  
geistert fortreißen ließ, ja, man kann sagen, daß Pestalozzi zu den  
gewaltigsten Eindrücken seines Daseins zählte. Er ging also zu  
ihm nach Pzerken, wo er schon sehr bald begriff, daß auch er zum  
Volkserzieher bestimmt sei und an diesem privilegierten Menich-  
heitswerke in unermüdlicher Beständigkeit mitarbeiten müsse.  
Nachdem er Pestalozzi verlassen, stizizierte er, auf dem Heimweg,  
seine erste pädagogische Arbeit in Wien. Sie trug den laugatmigen  
Titel: „An den Edelfinn und die Menschenfreundlichkeit der säch-  
sischen Nation in Siebenbürgen eine Bitte und einen Vorschlag  
für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung  
armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem  
Lande.“ Von Pestalozzi mächtig beeinflusst, war seine Schrift  
dennoch keine Nachahmung, sie zeichnete sich durch absolute Auf-  
richtigkeit und Genauigkeit des Wortes aus. Leider begegnete man  
ihm allenthalben mit Hohn und Mißtrauen, doch ließ er sich  
keineswegs einschüchtern. Aus eigenen Mitteln kaufte er den  
Boden für die geplante Anstalt und bewährte sich, eine Zeitschrift  
„Der sächsische Schulfreund“ herauszugeben. Als diese endlich er-  
schien, war sein ganzes Leben bereits in anderem Geleise,  
aus dem Stürmer wurde ein Geirandeter, der den Spott-  
namen „Pestalozzi“ erhielt. Lehrer am evangelischen Gymnasium  
zu Mediach widmete er sich nun völlig seinem oft knechtischen,  
schweren, undankbaren Beruf. Er suchte in der Schule, die noch  
heute seinen Namen trägt, Neuerungen einzuführen, welche den  
lieben Mitmenschen als Bürgerrechtler erriethen und ihm die  
schmerzvolle Degradation eines zum Stadtprediger abgehobenen  
Gymnasialprofessors eintrugen. Schule und Kirche lagen ihm  
gleichwohl noch stets am Herzen. „Die Schule ist die Kirche der  
Kleinen, die Kirche ist die Schule für die Großen.“

Erst 1837 bekam er eine ihm angemessene Stellung durch seine  
Erwählung zum Pfarrer von Nimasch. Hier durfte er seine schönen  
und wirksamen Ideen in Unabhängigkeit entwickeln. „Gott hat  
mir auf meinem eigenen Halse einen eigenen Kopf wachsen lassen,  
damit ich in meinem eigenen Kopfe eigene Gedanken denken solle.“  
Seine völkische Seele, wie seine bodenständige Art schlugen ganz  
durch. Die erdenfrohe Arbeit kam ihm als Heilung nach den  
erlittenen Ungerechtigkeiten. In der Nähe fleißiger, pflügender,  
bauender, ernster Menschen lebte er der durchgeleiteten Betätigung  
seiner Pläne. Seine Anspruchslosigkeit und Opferwilligkeit waren  
beispiellos. „Sachieninn — das heißt: bete, arbeite und — ent-  
schere.“ Er erkannte seine nächste Aufgabe darin, „unten im Volk  
zu tun, was ich tun kann, in der verachteten Spreu will ich Per-

len jagen.“ In anderer Stelle schreibt er: „Mit wohlbedachter  
Resignation entschloß ich mich zum Niedrigen, aber Unerläßlichen.  
Ich kenne die Bedürfnisse des Alltagslebens und arbeite, diesen  
Dränger zu befriedigen. Alle, die aufs Volk wirken, was doch  
die schönste und größte Aufgabe ist, haben sich ihm anbequemt.“  
In Nimasch verfaßte er drei längere Schriften, 1841 „Die Zünfte“,  
1842 „Der Sprachkampf“ und 1843 „Der Geldmangel und  
die Verarmung in Siebenbürgen“. Alles, was er schrieb, war  
ein vortrefflicher Abriz der Volksentwicklung, immer brachte er  
Anregungen und zeithumanes Fühlen. Der vielfach satirische,  
kräftige Schlag seiner Feder, der gewaltige Sprengstoff seiner  
Schriften, endlich das ungewohnt neue, eigengeprägte Stil-  
gefüge wurden bald als unbequem und hochmütig empfunden und  
machten ihm auf die Dauer wieder Feinde. Seine Sprache war  
stark, relief, bildhaft, lutherisch, seine Methoden sicher, das,  
woran es ihm ankam, arbeitete er klar heraus. „Es soll erzählt  
werden, daß man's sieht.“ So wurden seine Worte macht-  
volle Klänge, die, zwar häufig bekräftelt, dennoch nicht verhallten.  
Dichter und Moralist, bejaß Roth nicht Moralität in sittenpoli-  
zeilicher, sondern in ethisch-menschlichen Sinn. Sozialpolitisch ge-  
nommen sind seine Bücher gleichfalls von größter Bedeutung.  
Im „Sprachkampf“ eifert er leidenschaftlich gegen die wachsende  
Magyarisierung, er wünschte seinen sächsischen Volkstamm unter  
allen fremden Rassenmischungen so rein wie möglich zu erhalten.  
„Was ich über den Sprachkampf in Siebenbürgen, welcher der-  
malen Köpfe, Federn, Mäuler und Herzen in Bewegung setze,  
zu sagen habe, führt sich nicht sowohl auf irgend einen Kodex,  
als auf Geschichte, Rechtsgefühl, Politik und Klugheit.“

Der Völkergedanke, der Völkertampf beschäftigten ihn am  
meisten, und er war es, der die Kolonisation der Schwaben in  
Siebenbürgen übernahm. Leider brachte diese Einwanderung bloß  
1500 Seelen ein, was ihm einen neuen Spotttitel schenkte: „Schwa-  
benkönig!“ — In die Erziehung des Bauern wandte er seine  
ganze Kraft. „Der Landmann lebt in und mit der Natur; an ihre  
Erscheinungen knüpfen sich alle seine Hoffnungen und Bestrebun-  
gen. Warum verläßt man es, ihn in seine Welt so einzuführen,  
daß er nicht nur lernt, dem Boden, seine Erzeugnisse auf eine  
verständige Art abzugewinnen, sondern daß ihm auch die Natur  
eine Quelle religiöser Erhebungen wird? Warum macht man  
nicht eine richtige Naturerkenntnis zum Hauptgegenstand des Un-  
terrichts in den Landesschulen?? — Im „Geldmangel“ zieht er  
gegen das Halbe, gegen den Schein, dem so oft das Sein ge-  
opfert wird, zu Felde, ohne alles Brüllen konnte sein Wort doch  
Feuer speien. — „Das Armischeinen wird mehr gefürchtet als  
das Armsein.“ Nicht in den Armen, sondern in den Ver-  
armten erblickte er eine drohende Gefahr für den Staat. „Ich  
fürchte die Verarmten, ihr Brüder auf Abänderung, Umsturz  
und Umwälzung.“ Also auch offenkundige Revolution. Für ihn  
bezeichnend war folgendes Wort: „Glücklich ist, wer so viel  
hat, als er bedarf, doch weise ist der, wer nur so viel bedarf, als  
er hat.“ — Seine Schrift „Die Zünfte“ brachte manches Bemerkens-  
werte. „Die Zünfte“, heißt es da, „sind ein Mittelweg zwi-  
schen Zunftlosigkeit und Fabrikweien. Die zunftlosen Meister  
gleichem einem Glas verschütteten Quecksilbers, das in tausend  
Kugeln zertrübt ist. Sie bilden, wie ihrer viele auch sind, kein  
Ganzes. Sie sind viele Bäume, aber kein Wald, eine Menge,  
aber keine Gesellschaft.“ — Roth schrieb auch wiederholentlich für  
den Bestand und die behagende Gesundheit des Familienlebens.  
Er fühlte sich an Kindern hingezogen, den kenschen, rührenden  
Dust ihrer Naivität voll Freude atmend. „Von der Verdorben-  
heit der Menschennatur sage mir niemand etwas, die Verderbnis  
kommt auf Rechnung der Welt.“ Er liebte die Freude, allerdings  
nur in fehlerloser Gestalt. „Nicht Lust aus Tanz, sondern Tanz  
aus Lust.“ Während seiner Jugendreisen hatte er sich ganz gerne  
bei anmutigen Frauen, bei Wirts- und Förstersöchtern, in  
sicherhaftem Paudern aufgehallen. „Zwischen dem rohen Kinde  
der Natur und der koketten Torin der Mode steht in seiner Schön-  
heit und Unbefangenheit das deutsche Mädchen.“

1847 wurde er Pfarrer in Reichen. Auch diesem Abschnitt ge-  
hörte sein brennendstes Aktivitätsgefühl. Vor seinen Augen  
spielte sich mehr denn je die Massenträgdie eines deutschen Stam-  
mes ab, der mit den Widrigkeiten und Niedrigkeiten fremder Völ-

ter zu kämpfen hatte. Das politische Leben ist jedenfalls das männlichste. Wenn Noth auch stets die waltenden Obrigkeiten anerkannte, mochte er sich ungerechten Verordnungen nicht gutwillig fügen, er konnte Gekülers Gut nicht grüßen. Obwohl keine biegsame, war er doch eine zufließt gerechte, tolerante Natur. „Versteht man unter Toleranz nur ein bloßes Dulden, so ist diese Toleranz auch — Intoleranz.“ Bei ihm wurde Toleranz zu einer aktiven Tugend, die sich logisch in die Wichtigkeit dieser großen Apokalypse einfügte. 1848 rief der sächsische Tugendbund ihn zum Führer auf, Noth ging in die sächsische Nationalversammlung. Die siebenbürgner Völker begannen sich von einander zu lösen, die Magnaten forderien die Vereinigung des bisher von Wien aus regierten Landes mit Ungarn, die Sachsen aber wehrten sich dagegen. Noth erhielt die Aufgabe, 13 sächsische Dörfer aus dem Kofelburger Komitat, die bis dahin unter der Sklaverei des ungarischen Adels standen, den angrenzenden sächsischen Jurisdiktionen anzugliedern. Diesem, der Willkür und dem Ausbeuten preisgegebenen, unglücklichen Landstrich erteilte Noth ohne Blutevergießen die Ruhe wieder. Das war seine Tat! 1849 zog, ganz in der Nähe von seinem Standort, die ungarische Armee aber in Mediasch ein. Zwar durfte er, unter dem Befehl des ungarischen Feldherrn-generals Bem, noch einige Zeit seiner Pfarre vorstehen, dann aber wurde er auf Verordnung Untergeordneter gefangen genommen, nach Klausenburg geschleppt, zu Tode verurteilt und erschossen. Man beschuldigte ihn fälschlich, den Feinden des Landes Dienste geleistet und für diese gearbeitet zu haben. In grandiofer Gelassenheit vermachte er jeden Fluchtversuch, die Gottesliebe, höchste Ausdruck seines Wesens, ließ ihn alles Leid mit Fassung ertragen, hier zeigte sich wieder seine reinen und straffen Charakterlinien. Flammende Energie, wurzelstärkerer Wille bekämpften Schmach und Unglück. Innerlich frei, weil bis ins Letzte schuldlos, fügte er sich der fatalistischen Notwendigkeit seines Schicksals. Und ob er auch sterben mußte, hat dieser deutsche Mann, nach einem deutschen Leben, alle seine Möglichkeiten dennoch erfüllen können durch Tapferkeit, Mut und Höhe seines Märtyrertodes. In seiner schlichten Menschlichkeit und Gerechtigkeit ergreifend ist der letzte Brief, den Noth, kurz vor seinem Tod, an seine fünf mütterlosen Kinder schrieb und den ich hier wörtlich wiedergebe:

„Liebe Kinder! Ich bin eben zum Tod verurteilt worden und über drei Stunden soll das Urteil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an Euch, die Ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vater verliert. Ich aber kann dieser Macht, die mich zur Schlachtbank führt, keinen Widerstand leisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal, wie in einen Rathschluß Gottes, bei dem auch meine Haare gezählet sind. An Sophie (älteste Tochter) schließt Euch alle fest an und betrachtet sie als Eure Mutter. Seid gehoramt gegen Gott und ehrerbietig gegen Jedermann, damit es Euch wohlgehe oder Ihr es wenigstens verdient. Mit dem Vermögen, das ich in großer Unordnung hinterlasse, haltet Rat, damit Ihr Mittel in den Händen habt zu Eurer Bildung. Es gibt noch viele gute Menschen, die Euch auch um Eures Vaters willen rathen und helfen werden. Das ungarische Findelkind, welches ich zur Aufziehung aufgenommen, bitte ich ferner zu unterhalten. Nur wenn es die Eltern verlangen sollten, hätten sie ein näheres Recht dazu. Ich habe ohnedem keines mehr auf der Welt. Meiner Weiskircher Kirchenkinder, meiner Ninascher gedente ich in Liebe. Lasse Gott diese Gemeinen reich an Früchten der Gottseligkeit werden, wie Fruchtbäume, deren belastete Zweige bis zum Boden hängen. Ich habe wenig an ihrer Veredlung gearbeitet und nur wenigen Samen ausgesreut. Möge der Herr der Erde die Salme um so fröhlicher machen. Liebe habe ich gepredigt und redliches Wesen. Mein Tod möge meinen ausgesreuten Worten in ihren Herzen einen um so größeren Nachklang verschaffen! Lebet wohl, lieben Leute! — Mit meiner Nation habe ich es wohl gemeint, ohne es mit den anderen Nationen übel gemeint zu haben. Meine Amtierungen in Elisabethstadt und Kofelburg habe ich aus Gehoramt in einen höheren Willen geführt. Dieses ist das politische Verbrechen, welches mir den Tod zuzieht. Eines Vergehens bin ich mir nicht bewußt: Fehlgänge könnten es sein, daß ich getan hätte, vorsätzlich gewiß kein Unrecht. Es frent mich jeht in meinen letzten Augenblicken, das Eicntum und das Gut des Adels nach Möglichkeit beschützt zu haben. Unter meinem Schreibtiisch befinden sich die Programme der herauszugehenden Schul- und Kirchenzeitung. Der Nationalkörper ist zerfallen, ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Um so mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte. Ich bitte daher meine hinterbleibenden Brüder, für die Ausführung dieser Zeitschrift zu sorgen, um charakterreine Sitten und Redlichkeit im Volke zu erhalten, das historisch die jetzigen, schönen Zeitideen antizipiert hat. Ist es im Rat der Geschichte beschlossen, unterzugeben, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht schamrot werde. — Die Zeit eilt. Ob der kranke Leib meinen willigen Geist ehrlich tragen werde, weiß ich nicht. Alle, die ich beleidigt habe, bitte ich um herzliche Verzeihung. Ich meinesfalls gehe aus der Welt ohne Haß

und bitte Gott, meinen Feinden zu verzeihen. Mein gutes Bewußtsein wird mich auf dem letzten Gange trösten. Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war und lasse diese Vorankalten, die mich umgeben, eine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterblichkeit gefehlet habe. So sei es denn geschlossen in Gottes Namen.“

Ferner berichtet ein Augenzeuge, Pfarrer Georg Hing, über den Tod wie folgt:

„Währenddessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: „Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt jetzt eben fünf Uhr.“ Er stand allsgleich auf von seinem Stuhl und sprach halb scherzend: „Von gefällig sein, Herr Hauptmann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger zu leben, aber,“ setzte er hohen Ernstes fort, „ich füge mich dem Befehl der Obrigkeit nach dem Worte des frommen Apostels: Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne Gott.“ Mit einem Schritt wendete er sich an die zahlreich versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: „Ich bitte Sie, haften Sie meine Nation nicht, sie besitzt die schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie schonend mit ihr verfahren, eine treue und nützliche Schwester sein.“ Er schritt zur Thür und sagte zu mir: „Herr Bruder, Sie könnten in den Augen dieser Menge kompromittiert erscheinen, wollten Sie nicht lieber zurückbleiben?“ Ich erklärte ihm, bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben zu wollen und wollte ihn umarmen. „Ich bin ein zum Tode Verurteilter, Gehafteter,“ sagte er, „Sie könnten sich durch Darlegung zu großer Sympathie schaden.“ Bei diesen Worten traten wir heraus. Ich ergriff seinen Arm, um ihm zum Führer zu dienen, er lehnte auch dieses ab: „Es soll niemand glauben, ich könne nicht selbst gehen.“ Auf dem Weg machten gefühlvolle Menschen ihren entarteten Gemüthern in Schimpfworten über den Unglücklichen Luft. Er sagte: „Das ist auch viel frömmere Menschen als ich bin, ja selbst meinem Heiland geschehen.“ Auch noch jeht war er heiteren Gemüths. Da einer der rohen Kriegsgesellen ihn schalt, weil er langsamer ging als sie, erwiderte er ihm: „Ich wollte jehen, ob du so flink hier hinausläufst, wenn du zum Tode geführt würdest.“ — Als wir auf die oberste Stiege gekommen, stand er still, um die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoththal zu genießen. „Wie schön ist doch Gottes Welt und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letztenmal anschaut.“ — Mittlerweile waren wir auf den Richtplatz gekommen. Die Gegend hier ist sonst schön zu nennen, jeht aber ersahet mich kalter Schauer. Doch mein unglücklicher Freund stand ruhig und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Carré, als gelte es einer freundigen Entwicklung seines Schicksals. Er gab mir sein Schnupftuch und bat: „Lieber Bruder, tauchen Sie, wenn ich gefallen bin, dieses Tuch in mein Herzblut und überschicken Sie es meiner ältesten Tochter.“ Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in solchen Momenten! Jeht wurde allgemeine Stille geboten und ein Blutrichter verlas den Urtheilspruch, bei dessen Beginn mir mein unglücklicher Freund zulüsterie: „Hören Sie jeht dies Lügengewebe.“ Und als der Richter las: „Der Verurteilte hat die Heilige Schrift mit dem Schwerte vertauscht,“ bemerkte er zu mir: „Es ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt.“ Nach verlesenem Urtheil trat er zum kommandierenden Offizier mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte: um der Kinder willen bitte ich um Pardon.“ Der Angeredete erwiderte betroffen: „Ich habe keinen Aufrag, Pardon zu geben.“ — „Nun, so lassen Sie mich noch ein Vaterunser beten,“ sagte der Unglückliche und ließ sich auf ein Knie nieder. Als er mir sein letztes Lebewohl gesagt, nahm er seinen Hut vom Kopf und warf ihn mit kräftiger Hand rückwärts in die Menge. „Den brauche ich nicht mehr,“ und zu dem Offizier sich wendend: „Nun stehe ich zu Ihrem Befehl.“ Ein Mann trat mit weißem Tuch hervor, um ihm die Augen zu verbinden; er wies dieses von sich. „Ich werde die Augen bald für immer zumachen, bis dahin will ich die schöne Welt Gottes schauen, so lange es mir möglich ist.“

Auf dem ihm angewiesenen Platz stand der edle Mann mit über die Brust gekrenzten Armen, mit verklärtem Blicke gen Himmel schauend; ein Ambt, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief. Da erscholl das schreckliche „Feuer!“ und die Schüsse fielen. Der erste traf den rechten Oberarm, den Noth sogleich sinken ließ, ohne die Stellung im übrigen zu verändern. Der zweite traf die linke Seite in der Lendengegend. Jeht sank Noth in die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde und in dem Augenblick fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt. Da lag der große, geklebte Mann seines Volkes in seinem Blut. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen. Dann trat der kommandierende Hauptmann, Hingerissen von der Größe des Augenblicks, vor und rief mit bebender Stimme:

„Soldaten, lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt.“

## M a r g a r e t e W i t t m e r s / S o n n i g e T a g e .

Wie Perlen rinnen nun die Tage  
Ins tiefe, süße Blau hinein;  
Die Zeit, heraufschaut vom Matenduste,  
Entschleif am hohen Felsgestein.

Das Stundenglas ist ihr entglitten,  
Sie lächelt müd und achsel's nicht, —  
Und wie befreite Vögel schweben  
Die Stunden ungezählt ins Blaue Nicht.

Schriftleiter: Karl Zoho.      Druck und Verlag: C. F. Müller (Karlsruher Tagblatt).